



JAMES PATTERSON

DAVID ELLIS

Toddes flammen

THRILLER

GOLDMANN

Buch

Emmy Dockery, eine FBI-Analystin, die zurzeit vom Dienst befreit ist, ist nach dem Tod ihrer Zwillingschwester Marta überzeugt, dass es sich bei dem Feuer in deren Wohnung nicht um einen Unfall gehandelt hat, sondern um Brandstiftung mit mörderischer Absicht. Emmy meint, zahlreiche weitere Brände identifiziert zu haben, bei denen das Feuer wie bei Marta im Schlafzimmer ausgebrochen und eine allein lebende Person im Bett umgekommen und fast bis zur Unkenntlichkeit verbrannt ist. Doch sie hat keine Beweise für diese abstrus scheinende Theorie, und alle halten sie für verrückt. Für das FBI ist klar, dass die Toten durch eine Rauchvergiftung gestorben sind. Doch dann stellt sich heraus, dass der Rauch in den Lungen nicht vom Brand stammt ... Emmy ist entsetzt, denn nun weiß sie, wie qualvoll ihre Schwester sterben musste. Fieberhaft stürzen sich alle in die Ermittlungen – doch der Mörder hat schon sein nächstes Opfer vor Augen ...

Weitere Informationen zu James Patterson
sowie zu lieferbaren Titeln
des Autors finden Sie am Ende des Buches.

James Patterson
und
David Ellis

TODESFLAMMEN

Thriller

Deutsch
von Helmut Splinter

GOLDMANN

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »Invisible« bei Little, Brown and Company, Hachette Book Group, New York, NY.

Ausgabe Juli 2017

Copyright © der Originalausgabe 2014 by James
Patterson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016
by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

This edition is published by arrangement with Little,
Brown and Company, New York, New York, USA.

All rights reserved.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Arcangel/Nik Keevil;

Trevillion Images/Collaboration JS; Fine Pic®,
München

Redaktion: Viola Eigenberz

AG · Herstellung: Str.

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN 978-3-641-18313-4

V002

www.goldmann-verlag.de

Für die Familie Kasper
– Mike, Laura
und den kleinen Engel, Sophie Mei-Xian

1

Diesmal weiß ich es. Ich weiß es mit einer Sicherheit, die mir die Kehle vor Panik zuschnürt, die mein Herz umklammert und dreht, bis es aus seiner Verankerung gerissen wird. Diesmal bin ich zu spät.

Diesmal ist es zu heiß. Diesmal ist es zu hell, und der Rauch ist zu stark.

Die Alarmanlage des Hauses schreit, nicht das Frühwarnpiepsen, sondern das stechende »Du bist völlig am Arsch, wenn du nicht sofort abhaust«-Kreischen. Ich weiß nicht, seit wann die Sirene schon heult, aber für mich ist es mittlerweile zu spät. Die sengende Hitze innerhalb der eigenen vier Wände meines Schlafzimmers. Der beißende schwarze Rauch, der meine Nasenhaare verbrutzeln lässt und meine Lungen verseucht. Die orangen Flammen, die sich die Decke entlangkräuseln, fast rhythmisch um mein Bett herumtanzen, ein verführerisches Stakkato aus Knacken und Knallen, als würde es nicht einfach nur brennen, sondern als würden sich die Flammen miteinander abstimmen. Langsam nähern sie sich mir, wollen mich mit ihrem gemeinsamen Hüpfen, Spucken und Gackern wissen lassen: *Diesmal ist es zu spät, Emmy ...*

Das Fenster. Noch immer könnte ich es schaffen, aus dem Bett zu springen und zum Fenster zu rennen, dem einzigen Bereich meines Schlafzimmers, der noch zugänglich ist. Der Feind drängt mich in die Ecke, fordert mich heraus: *Los, Emmy, renn zum Fenster, hopp ...*

Dies ist meine letzte Chance, das weiß ich, aber ich will nicht

darüber nachdenken, was passiert, wenn es mir nicht gelingt – dass ich mich dann auf den Schmerz vorbereiten muss. Es wird nur ein paar Minuten wehtun, ich werde die Zähne fest zusammenpressen, meine Eingeweide werden sich verdrehen, aber dann werden meine Nervenenden durch die Hitze absterben, und ich werde nichts mehr fühlen, oder besser noch, ich werde durch die Kohlenmonoxidvergiftung ohnmächtig.

Ich habe nichts zu verlieren, keine Zeit zu verschwenden.

Die Flammen erreichen meine Plüschdecke, als ich vom Bett aufspringe und die ein-zwei-drei-vier Schritte zum Fenster renne. Ein mädchenhafter, panischer Schrei dringt aus meiner Kehle, wie damals, wenn Papa und ich im Garten Fangen spielten und er mir immer näher kam. Mit gesenkter Schulter pralle ich gegen das Fenster, ein Fenster, das dazu gemacht ist, nicht kaputtzugehen. Über dem Schreien der Sirene und dem Tosen der Flammen hinweg ist ein schreckliches Dröhnen, ein hungriges Knurren zu hören, als ich vom Fenster abpralle und nach hinten in die glühende Hitze falle. *Atme, Emmy, sage ich mir. Sauge die verpestete Luft ein, lass dich nicht von den Flammen töten. Atme ...!*

Atme. Nimm einen Atemzug.

»Mist«, schimpfe ich in mein dunkles, durchaus nicht brennendes Zimmer. Mit meinem T-Shirt wische ich mir den Schweiß von der Stirn. Besser, ich bleibe noch ruhig liegen, bis mein Puls wieder eine menschliche Geschwindigkeit erreicht hat, bis meine Lungen gleichmäßig ein- und ausatmen.

Ich sehe zum Radiowecker, der mir mit seinen roten quadratischen Leuchtziffern verrät, dass es halb drei ist.

Träume sind doof. Man denkt, man hätte etwas besiegt, weil man es

immer wieder durchgekaut hat, und redet sich ein, es gehe einem zunehmend besser, ermahnt sich, daran zu glauben, und man beglückwünscht sich schließlich. Dann schließt man abends die Augen, gleitet in eine andere Welt hinüber, und plötzlich klopft einem der eigene Verstand auf die Schulter und sagt: *Ach, übrigens, es geht dir gar nicht besser!*

Nach einem abschließenden Seufzer strecke ich die Hand aus und schalte die Nachttischlampe ein. Jetzt ist das Feuer überall. Jetzt ist es meine Tapete – mit den Fotos und Berichten von Brandfällen, die die Wände meines Schlafzimmers schmücken, Brände, die sich überall in den Vereinigten Staaten ereignet haben: Hawthorne in Florida; Skokie in Illinois; Cedar Rapids in Iowa; Plano in Texas; Piedmont in Kalifornien.

Und natürlich in Peoria in Arizona.

Insgesamt dreiundfünfzig.

Ich gehe an den Wänden entlang und sehe mir die Fälle der Reihe nach an, bevor ich an meinem Rechner die E-Mails aufrufe.

Dreiundfünfzig Brände, die mir bekannt sind. Mit Sicherheit gibt es noch weitere.

Dieser Kerl macht munter weiter.

2

Ich bin wegen des schmierigen Dicken hier. Das sage ich nicht mit diesen Worten, aber es ist das, was ich meine.

»Emmy Dockery. Ich möchte zu Mr Dickinson, bitte.«

Die Frau, die an einem keilförmigen Schreibtisch vor Dickinsons Büro parkt, kenne ich noch nicht. Auf ihrem Namensschild steht LYDIA, und sie sieht auch wie eine Lydia aus: kurzgeschorenes braunes Haar, schwarze Hornbrille und ordentliche Seidenbluse. In ihrer Freizeit betätigt sie sich wahrscheinlich als Sonettschreiberin, wahrscheinlich hat sie drei Katzen und liebt indisches Essen, nur dass sie es *Cuisine* nennt.

Ich sollte nicht so zickig sein, aber es ärgert mich, dass hier jemand Neues sitzt, dass sich hier etwas geändert hat, seit ich weggegangen bin, weswegen ich mich als Fremde in einem Büro fühle, in dem ich fast neun Jahre lang treue Dienste geleistet habe.

»Haben Sie einen Termin beim Direktor, Ms ... Dockery?«

Lydia sieht mit zufriedenen Grinsen zu mir auf. Sie weiß, dass ich keinen Termin habe. Das weiß sie, weil der Empfang hier oben angerufen hat, um zu fragen, ob ich auch zugangsberechtigt bin.

»Beim Direktor?«, frage ich mit gespielter Verwirrung. »Sie meinen den stellvertretenden geschäftsführenden Leiter des Criminal, Cyber, Response and Services Branch?«

Ja gut, ich kann eine Zicke sein. Aber sie hat angefangen.

Ich harre aus, weil ich nicht hier stünde, wäre der Dicke nicht

bereit, sich mit mir zu treffen.

Er lässt mich warten, was so typisch für ihn ist, aber zwanzig Minuten später sitze ich seinem Büro. Trophäenfotos an den mit dunklem Holz vertäfelten Wänden, Diplome, Egozeug. Der Dicke hält sich gänzlich unverdient für unwiderstehlich.

Julius Dickinson, einer von der immer braun gebrannten und leicht übergewichtigen Sorte Mann mit schmierigem Lächeln und über die Glatze drapiertem Haar, bedeutet mir, mich zu setzen. »Emmy«, beginnt er mit schwülstigem Mitleid in der Stimme, aber mit leuchtenden Augen. Schon jetzt fängt er an, mich zu provozieren.

»Sie haben keine meiner E-Mails beantwortet«, sage ich, während ich mich setze.

»Das stimmt«, erwidert er, ohne den Versuch einer Erklärung für seine abwimmelnde Haltung zu liefern. Das muss er nicht. Er ist der Chef, ich bin nur eine Angestellte. Quatsch, im Moment bin ich nicht einmal das, sondern eine Angestellte in unbezahltem Urlaub, deren Karriere an einem seidenen Faden hängt, welcher wiederum von dem Mann mir gegenüber in null Komma nichts durchtrennt werden könnte.

»Haben Sie sie zumindest gelesen?«, frage ich.

Dickinson nimmt ein Seidentuch aus seiner Schublade und putzt seine Brille. »Soweit ich verstanden habe, sprechen Sie dort von einer Brandserie«, sagt er. »Brände, die *Sie* für das Werk eines kriminellen Genies halten, der sie so aussehen lässt, als hätten sie nichts miteinander zu tun.«

Mehr oder weniger, ja.

»Allerdings habe ich in diesem Zusammenhang neulich einen Artikel aus der *Peoria Times* gelesen, der Lokalzeitung einer

Kleinstadt in Arizona«, fügt er in leicht bitterem Ton hinzu und hebt einen Zeitungsausschnitt hoch, aus dem er vorliest: »Acht Monate nach dem Tod von Marta Dockery bei einem Hausbrand kämpft ihre Schwester Emmy Dockery noch immer beharrlich dafür, die Polizei davon zu überzeugen, dass Marta Dockerys Tod kein Unfall, sondern Mord war.« Ach, und das hier: »Laut Doktor Martin Lazerby vom Maricopa County Medical Examiners Office, der die Obduktion durchführte, weist dennoch alles auf einen nicht vorsätzlich gelegten Brand hin.« Und das hier ist meine Lieblingsstelle, ein Zitat vom örtlichen Polizeichef: »Sie arbeitet beim FBI. Wenn sie sich also so sicher ist, dass es Mord war, warum setzt sie dann nicht ihre eigene Behörde auf den Fall an?«

Darauf antworte ich nichts. Der Artikel war Mist. Man hat sich auf die Seite der Polizei geschlagen und meine Beweise nicht einmal angeführt.

»Das gibt mir zu denken, Emmy.« Er legt, während er seine Gedanken sammelt, die Hände aneinander, als wolle er ein Kind maßregeln. »Haben Sie sich einen Therapeuten gesucht, Emmy? Sie brauchen dringend Hilfe. Wir hätten natürlich gern, dass Sie zurückkommen, aber erst, wenn wir deutliche Therapiefortschritte sehen.«

Er kann sein Lächeln kaum unterdrücken, als er dies sagt. Wir beide haben eine gemeinsame Vergangenheit – schließlich war er derjenige, der mir wegen *unangemessenen Verhaltens* eine Disziplinarstrafe mit nachfolgender Suspendierung verpasst hat. In Bürokratensprech: *unbezahlte Freistellung*. Die dauert noch weitere sieben Wochen, und anschließend werde ich mich in einer zweimonatigen Probezeit bewähren müssen. Hätte sich nicht kürzlich der Todesfall in meiner

Familie ereignet, hätte er mich wahrscheinlich sofort abserviert.

Er kennt den wahren Grund, warum mir die Strafe aufgebrummt wurde. Den kennen wir beide. Er verhöhnt mich also. Ich darf aber nicht zulassen, dass er mich reizt. Genau das will er nämlich. Er will mich zur Weißglut treiben, damit er den Chefs sagen kann, ich wäre für eine Wiedereingliederung noch nicht bereit.

»Jemand rennt durchs Land und tötet Menschen«, sage ich. »Das sollte Ihnen, unabhängig davon, ob ich in Therapie bin oder nicht, Sorge bereiten.«

Er kneift die Augen leicht zusammen. Er muss hier nichts tun, ich bin diejenige, die etwas will. Das ist also seine Vorstellung von Folter – mir stur und schweigend gegenüberzusitzen.

»Konzentrieren Sie sich auf Ihre Rehabilitation, Emmy. Überlassen Sie den Gesetzesvollzug uns.«

Ständig wiederholt er meinen Namen. Mir wäre es lieber, er würde mich anspucken und mich beschimpfen. Das weiß er. Das hier ist simuliertes Ertrinken in passiv-aggressiver Version. Ich war mir nicht sicher, ob er mich so unangemeldet empfangen würde. Jetzt wird mir klar, dass er es wahrscheinlich gar nicht abwarten konnte, mich zu treffen, um mich endgültig außer Gefecht zu setzen und mir ins Gesicht zu lachen.

Wie gesagt, wir beide haben eine gemeinsame Vergangenheit. Die Kurzversion lautet: Er ist ein Schwein.

»Es geht hier nicht um mich«, beharre ich. »Es geht um einen Kerl, der ...«

»Sind Sie jetzt wütend, Emmy? Glauben Sie, Ihre Gefühle unter Kontrolle zu haben?« Er sieht mich mit gespielter Sorge an. »Sie werden nämlich rot im Gesicht. Ihre Hände sind zu Fäusten geballt.

Ich fürchte, Sie können Ihre Gefühle noch immer nicht im Zaum halten. Wir haben eigene Berater, Emmy, wenn Sie mit jemandem reden müssen.«

Er klingt wie aus einer nächtlichen Werbung, die an Drogenabhängige gerichtet ist. *Unsere Berater warten auf Ihren Anruf. Greifen Sie gleich zum Telefon.*

Es hat keinen Sinn weiterzumachen, wird mir klar. Es war dumm von mir herzukommen. Dumm von mir zu erwarten, er würde mir zuhören, wenn ich ihm gegenüber säße. Die Sache war schon gescheitert, noch bevor ich herkam. Ich erhebe mich und wende mich zum Gehen.

»Viel Glück mit Ihrer Therapie«, ruft er. »Wir alle unterstützen Sie hier.«

An der Tür bleibe ich stehen und drehe mich um.

»Dieser Mann tötet im ganzen Land Menschen«, sage ich, eine Hand an der Tür. »Es ist ja nicht so, dass wir ihn jagen, ohne ihn schnappen zu können. Nein, wir wissen nicht einmal, dass es jemanden gibt, den wir schnappen könnten. Es ist, als würde er für uns gar nicht existieren.«

Der Dicke winkt mit seiner hohlen Hand nur leicht zum Abschied. Ich knalle die Tür hinter mir zu.

3

Erst als ich wieder draußen auf der Straße stehe, lasse ich meinen Dampf ab. Ich gönne Dickinson nicht die Befriedigung, mich wütend zu sehen, und ich werde ihm nichts bieten, was er gegen mich verwenden kann, wenn ich in sieben Wochen versuche, wieder meinen Dienst anzutreten. Aber wenn ich ehrlich bin, habe ich ihm schon genügend geboten, nämlich meine E-Mails, und unser soeben geführtes Gespräch kann er auch auslegen, wie er will, nämlich als Beweis für meine »Besessenheit« und als die größte Sünde, die eine Analystin begehen kann – meinen Platz in der Hierarchie zu vergessen und mich wie eine Agentin zu verhalten.

Während meiner Rückfahrt auf der I-95 schlage ich ein paarmal aufs Lenkrad ein, was mir aber auch kein besseres Gefühl, sondern höchstens gebrochene Finger verschafft. »Arschloch!«, schreie ich. Ja, das ist besser. Damit kann ich nur meine Stimmbänder schädigen. »Arschloch! Arschloch!«

Nach der Disziplinaranhörung hat mich Dickinson jetzt in der Hand. Ich werde auf Probe in den Dienst zurückkehren, und wenn ich mir nur einen Fehltritt leiste – oder wenn der Dicke mir einen solchen *andichtet* –, bin ich erledigt. Oh, ihn grinsen zu sehen, während er so tut, als müsste ich in Therapie gehen. Wir wissen beide, dass das einzige *Disziplinarproblem* war, dass ich jedes Mal seine Hände weggeschoben habe, wenn er sie auf mein Knie legte, seine Einladungen zum Abendessen abgelehnt und bei dem Vorschlag zu

einem gemeinsamen Wochenendausflug gelacht habe. Es war das Lachen, glaube ich, das das Fass zum Überlaufen brachte. Am nächsten Morgen hatte er für seine Vorgesetzten eine Geschichte zusammengeschustert, nach der angeblich ich es gewesen war, die ihn in immer aggressiverer Weise belästigte. Wenn man Worte wie *sprunghaft* und *unbeständig* hinzufügt, Worte, die leicht zu sagen und schwer zu widerlegen sind – *et voilà*, schon hat man ein Disziplinarverfahren am Hals.

Arschloch.

Jetzt aber mal ehrlich, Emmy, rei dich zusammen!

Ich muss was tun. Ich kann nicht einfach so aufgeben. Ich weiß, dass diese Fälle miteinander zusammenhängen. Aber ich komme nicht weiter. Ich kann nicht außerhalb der Hackordnung agieren, und der Dicke hat mich kaltgestellt, aus reiner Bosheit. Ich komme nicht weiter. Was kann ich tun? Was sonst könnte ich ...

Moment.

Ich nehme meinen Fuß aus keinem besonderen Grund vom Gaspedal, höchstens, um den Fahrer des Geländewagens hinter mir zu ärgern, der etwas zu dicht an mir dranhngt, während ich die Sache überdenke. Nein. Nein. Das ist das Letzte, was ich tun sollte.

Doch es könnte der einzig mögliche Weg sein. Deswegen muss ich es wenigstens versuchen.

Wenn ich nämlich recht mit diesem Kerl habe, wird er beim Tten immer besser. Und keiner weiß, dass es ihn überhaupt gibt.

4

»Sitzung Graham« Aufnahme 1 21. August 2012

Willkommen in meiner Welt. Ihr könnt mich Graham nennen, und ich werde euer Gastgeber sein.

Ihr kennt mich nicht. Meine Anonymität ist der Schlüssel zu meinem Erfolg. Während ich hier sitze und mit euch spreche, bin ich nicht berühmt. Aber das werde ich sein, wenn diese Aufnahmen veröffentlicht werden, wann auch immer ich die Entscheidung dazu treffe. Dann werde ich auf den Titelseiten von allen Zeitungen und Zeitschriften der ganzen Welt stehen. Man wird Bücher über mich schreiben. Man wird in der FBI-Zentrale in Quantico Studien über mich anfertigen. Webseiten werden sich meiner Person widmen, Filme gedreht werden.

Meine wahre Identität wird man nie erfahren – vielleicht ist »Graham« mein wahrer Name oder auch nicht –, daher wird alles, was ihr über mich erfahren werdet, von diesen Audiodateien, meinem mündlichen Tagebuch, stammen. Ihr werdet erfahren, was ich euch wissen lassen möchte. Vielleicht erzähle ich euch alles, oder ich lasse ein paar Dinge aus. Vielleicht erzähle ich euch die Wahrheit, vielleicht lüge ich euch aber auch an.

Ein bisschen was über mich für den Einstieg: Ich war so sportlich, dass ich es an der Highschool in den Mannschaftssport geschafft habe,

zu mehr reichte es aber nicht. Ich habe gute Noten gehabt, die für die Ivy League allerdings nicht reichten, also fiel die Entscheidung für eine staatliche Uni. Ich hasse Zwiebeln wie die Pest, ganz gleich in welcher Form, ob gekocht oder roh. Ein widerliches Gewächs, egal, wie oft man das Gegenteil behauptet. Ich spreche drei Sprachen, wobei mein Französisch eher peinlich ist. Aber ich kann ›bitte keine Zwiebeln‹ oder eine funktionell äquivalente Formulierung in nicht weniger als elf Sprachen von mir geben. Erst vor Kurzem konnte ich meiner Liste Griechisch und Albanisch hinzufügen. Ich ziehe profane Popmusik der klassischen Musik, Singer-Songwriter oder Heavy Metal vor, aber das gebe ich meinen Freunden gegenüber nicht zu. Früher schaffte ich einen Halbmarathon in einer Stunde und siebenunddreißig Minuten. Derzeit trainiere ich nicht regelmäßig. Und niemals, wirklich niemals trinke ich alkoholfreies Bier.

Zwei der Dinge, die ich euch erzählt habe, sind nicht wahr.

Aber das Folgende stimmt: Ich habe eine Menge Menschen getötet. Mehr, als ihr glauben könnt.

Und ihr? Ich weiß eigentlich gar nicht, an wen ich meine Worte richte: Ist unter euch ein fühlendes Wesen, vielleicht der Geist eines meiner Opfer? Ein winziger Dämon, der auf meiner Schulter hockt und mir dunkle Gedanken ins Ohr flüstert? Ein FBI-Profiler? Ein kühner Reporter? Oder nur ein gewöhnlicher Mensch, der mit lüsterner Faszination vor dem Rechner kauert und sich im Internet diese Dateien anhört, gierig ist nach jedem Fitzelchen an Information, nach allem, womit er Einblick in die GEDANKENWELT EINES WAHNSINNIGEN erhält?

Weil es natürlich das ist, was ihr tun werdet – ihr werdet versuchen, mich zu verstehen, mich zu beurteilen. Das gibt euch ein Gefühl von

Sicherheit, es beruhigt euch, wenn ihr mich in eine Schublade packen könnt. Ihr werdet mein Verhalten mit einer Mutter erklären, die mir keine Liebe gezeigt hat, einem traumatischen Ereignis, das mein Leben bestimmt hat, einer Geisteskrankheit nach dem *DSM-IV*.

Aber stattdessen werdet ihr etwas ganz anderes vorfinden: Ich könnte mit euch in einer Eckkneipe plaudern oder am Nachbarhaus die Hecke schneiden oder neben euch im Flugzeug von New York nach Los Angeles sitzen, und ihr würdet mich nicht bemerken. Klar, im Nachhinein würde euch irgendeine Besonderheit an mir auffallen; aber stünde ich direkt vor euch, würde ich mit euch eine Armlehne teilen oder euch direkt gegenüber sitzen, hinterließe ich bei euch keinen Eindruck. Ich wäre ein Datensatz, der im gleichen Moment in Vergessenheit gerät. Kurz gesagt, ich würde normal wirken. Und wisst ihr warum?

Nein, ihr wisst nicht warum. Aber ich weiß es. Deswegen bin ich so gut bei dem, was ich tue. Und niemand wird mich je schnappen.

[ENDE]

5

Zwei Jahre nach seiner Eröffnung sah der Buchladen in der Innenstadt von Alexandria noch immer sauber und neu aus. Roter Backstein mit taubenblau gestrichenem Holz abgesetzt. DER BÜCHERMANN steht auf dem Schaufenster, in dem die Neuausgaben präsentiert werden, Romane und Sachbücher, doch in letzter Zeit vor allem Kinder- und Bilderbücher.

Ich atme tief ein und aus, bevor ich den Laden betrete, bin mir aber immer noch nicht klar darüber, ob dies eine weise Entscheidung ist. Doch die letzten beiden Nächte habe ich kaum geschlafen, und mir fällt nichts anderes ein.

Zum fröhlichen *Ping!* der Glocke betrete ich den Laden, und ich sehe ihn, bevor er mich sieht. Er trägt Jeans, darüber ein kurzärmliges Karohemd und Mokassins. Es überrascht mich, ihn nicht in Anzug und Krawatte zu sehen. Hier riecht es nach neuen Büchern und Kaffee. Nach Ruhe und Frieden.

Er steht hinter der Theke und kassiert gerade bei einer Kundin, als er mich entdeckt. Er zuckt zurück, dann erinnert er sich, dass er die Kundin anlächeln muss, und wirft ein Lesezeichen in eine Plastiktüte. Als die Kundin losmarschiert, kommt er auf mich zu und bleibt kurz vor mir stehen.

»Hallo, Books.« Schadet ja nichts, wenn ich anfangen.

»Emmy.« Nur seine tiefe, herrische, aber dennoch sanfte Stimme zu hören weckt so viele Erinnerungen hinter meiner emotionalen

Absperrung, die ich errichtet habe. Der sanfte Anteil ist etwas stärker ausgeprägt, wie ich bemerke, wahrscheinlich weil beim letzten Mal, als wir uns sahen, meine Schwester beerdigt wurde. Er tauchte am Morgen der Trauerfeier auf, um mir sein Beileid auszusprechen. Ich weiß nicht, wie er davon erfahren hatte – vielleicht hatte ihn meine Mutter angerufen. Ich habe nie gefragt – doch plötzlich stand er dort, drängte sich nicht auf, sondern hielt sich unsichtbar im Hintergrund, um mir bei Bedarf behilflich zu sein. Er war schon immer in der Lage gewesen, mich zu überraschen.

»Danke, dass du einem Treffen zugestimmt hast«, sage ich.

»Das habe ich nicht. Du bist einfach hergekommen.«

»Dann danke, dass du mich nicht rausschmeißt.«

»Dazu hatte ich bisher nicht die Gelegenheit, könnte es aber noch tun.«

Es ist das erste Mal seit Wochen, dass ich lächle. Books sieht toll aus. Fit und entspannt. Glückliche. Der Wichser. Sollte es ihm nach unserer Trennung nicht schlecht gehen?

»Bist du noch immer ein Kaffee-Snob?«, frage ich.

Jetzt lächelt auch er ein wenig, wenn auch widerwillig. Viele Erinnerungen stecken dahinter. Selbst mit dem Gehalt eines Angestellten im öffentlichen Dienst stürzte er sich immer auf die guten Sachen, bestellte sich italienische Kaffeebohnen übers Internet. »Natürlich«, antwortet er. »Und du bist immer noch die neurotische Nervensäge mit dem großen Herzen?«

Das ist eine angemessene Einschätzung. Books kennt mich besser als jeder andere. Trotzdem kommt mir dieses Gespräch komisch vor, gezwungen. Dann kann ich auch gleich zur Sache kommen.

6

»Nein«, lehnt Books ab und schüttelt heftig den Kopf. »Auf keinen Fall, Em.«

»Hör mir doch wenigstens zu, Books.«

»Nein, danke.«

»So etwas hast du echt noch nicht gehört.«

»Wie gesagt, oder wie ich glaube, gut vernehmlich gesagt zu haben, nein dank...«

»Der Typ erhält meine Stimme als widerlichster Wichser in der gesamten Menschheitsgeschichte, Books.«

»Ich habe kein Interesse. Nein, nein, nein«, sagt er, als müsse er sich selbst davon überzeugen.

Wir befinden uns im Lager neben seinem Laden. Um uns herum stapeln sich die Bücher auf Tischen oder sind in Regale sortiert. Von einem der Tische konnte ich etwas Platz abzwacken, um meine dreiundfünfzig Fallakten dort abzulegen, die er sich durchsehen soll. »Es steht alles da drin«, sage ich. »Lies es einfach.«

Books fährt sich mit der Hand durch sein blondes Haar. Es ist länger als sonst, hängt über seiner Stirn herab und lockt sich im Nacken. Schließlich ist er kein Beamter mehr. Er geht im Kreis, während er seine Gedanken sammelt.

»Ich arbeite nicht mehr fürs FBI«, sagt er.

»Du könntest hierfür wieder einsteigen«, halte ich dagegen. »Niemand wollte, dass du gehst.«

»Das fällt doch sowieso eher in den Zuständigkeitsbereich Brandermittlung durch die ATF ...«

»Dann bilden wir eine Sondereinheit ...«

»Das ist nicht mein Problem, Em!« Er stößt gegen einen Tisch, von dem ein Stapel Bücher auf den Boden segelt. »Weißt du, wie schwer es für mich ist, wenn du so plötzlich hier aufkreuzt? Und mich um Hilfe bittest? Das ist nicht fair.« Er stößt mit dem Finger in meine Richtung. »Das ist nicht fair.«

Er hat recht. Das ist nicht fair. Aber es geht nicht um Fairness.

Books bleibt etwa zwei Minuten so stehen, die Hände in die Taille gestemmt, und schüttelt den Kopf. Dann sieht er mich an. »Dickinson hat dich kaltgestellt?«

»Ja, aber nicht deswegen. Er hat die Akten nicht einmal gelesen. Du kennst Dick.«

Das scheint bei ihm etwas auszulösen. »Und hast du ihm gesagt, warum dir der Fall wichtig ist?«, will er wissen.

»Ist doch klar, warum er mir wichtig ist. Ein Mensch tötet ...«

»Das meine ich nicht, Em, das weißt du.« Er kommt auf mich zu. »Weiß Dickinson, dass deine Schwester vor acht Monaten in Peoria in Arizona bei einem ungeklärten Brand starb?«

»Das hat nichts damit zu tun.«

»Ha!« Gekünsteltes Lachen, in die Luft geworfene Arme. »Das hat *nichts* damit zu tun!«

»Hat es nicht. Ob meine Schwester eins der Opfer war oder nicht, ändert nichts an der Tatsache, dass ein Serien...«

Books will davon nichts hören. Er winkt ab, *la-la-la-ich-hör-dir-gar-nicht-zu-hu*.

»Emmy, wegen Marta tut es mir leid. Das weißt du. Aber ...«

»Wenn es dir leidtut, wirst du mir helfen.« Kaum sind die Worte über meine Lippen, wird mir klar, dass ich eine Grenze überschritten habe. Books ist in seinem Leben weitergegangen. Er ist kein Special Agent mehr. Jetzt verkauft er Bücher für seinen Lebensunterhalt.

Ich hebe die Hände. »Streich meine letzte Bemerkung. Ich hätte nicht herkommen sollen, Books. Es ... es tut mir leid.«

Ich gehe denselben Weg nach draußen, den ich hereingekommen bin, ohne dass mein Exverlobter noch etwas sagt.

1

»Sitzung Graham« Aufnahme 2 22. August 2012

Ich liebe den Duft von frischen Blumen am Abend. Es ist so ein einzigartiger Sommerduft. Er verleiht dem Schlafzimmer ein Gefühl von ... sagen wir ... etwas Neuem. Es riecht neu und frisch. Frische Farbe an den Wänden, Pink mit limettengrünen Akzenten. Auch das Bett ist neu, breite Matratze mit altmodischem Himmel – hattest du so eins als kleines Mädchen, Joelle? War es ein Geschenk von Mama und Papa zum Einzug in das neue Haus, zum Beginn eines neuen Lebensabschnitts?

Ach so ... Leider kann Joelle im Moment nicht sprechen.

Der Rest des Zimmers ist in positiver Weise malerisch. Die antike Frisierkommode, die wahrscheinlich, vom Staub befreit, aus dem Keller der Eltern stammt. Ein hübscher Lesesessel. Und das Beste überhaupt, ein selbstgebauter Nachttisch direkt aus einer Studentenbude: zwei übereinandergestapelte Milchkisten, darauf ein kleiner Wecker und diese Vase mit frischen Lilien.

Ein Mädchen aus bescheidenen Verhältnissen – mit etwas Geschmack, aber ohne das nötige Kleingeld, ihn entsprechend umzusetzen. Die ersten eigenen vier Wände für ein Mädchen, das sein Berufsleben beginnt.

Ich wünschte, ich könnte ein Bild von diesem Zimmer machen und

es euch zeigen, weil genau dies dem Wesen von Amerika entspricht, dem Wesen der Hoffnung, wenn man klein anfängt, aber von den großen Dingen träumt. Joelle Swanson hatte große Pläne. Sie träumte von ihrem Abschluss in Kriminalistik und davon, eine tolle Verbrechensbekämpferin zu werden, vielleicht zuerst als Polizistin, dann, eines Tages, beim FBI oder in der verdeckten Welt des CIA. Eindrucksvolles Zeug. Große Dinge!

Nun ja, jedenfalls würde ich *gerne* ein Foto für euch machen, aber mir ist nicht klar, wie das später funktionieren und in meine Erzählung passen soll. Ich hätte Angst, dass ihr euch die Bilder anschaut und nicht mehr auf meine Worte hört. Ein Psychologe würde bestimmt sagen, dass ich diese Sitzungen auf mein mündliches Zeugnis beschränke, weil ich alle Aspekte kontrollieren möchte. Dass ihr nur das sehen und hören sollt, was ich euch sehen und hören lassen möchte.

Klar, diese Form der Kommunikation hat Grenzen. Ihr könnt nicht riechen, was ich rieche, diesen schon fast greifbaren Geruch, der den glänzenden Schweiß auf ihrer Haut durchdringt. Ihr könnt den Schrecken und die Verzweiflung nicht sehen, die geweiteten Pupillen, die Haut, die leichenblass wird, die zitternden Lippen, wenn sie merkt, dass ihr schlimmster Albtraum wahr wurde. Ihr könnt nicht die klagenden Schreie hören, das weinerliche, panische, atemlose Flehen, das durch die abgedrückte Kehle dringt. Ihr könnt nicht nachempfinden, was ich spüre.

Daher werde ich alles tun, um euch dabei zu helfen. Ich werde alles tun, um es euch zu lehren.

[Anmerkung des Herausgebers: Im Hintergrund hört man eine Frau husten.]

Ramona, die immer noch Schmerzen von der Ohrfeige hatte und auf deren Wange sich eine beträchtliche Schwellung bildete, schüttelte wie ermattet den Kopf. »Sie werden kein kleines schwarzes Buch finden«, sagte sie.

»Als Nächstes werden wir dann Ihr Wohnhaus durchsuchen. Uns bleibt keine Wahl.«

»Ich will einen Anwalt«, forderte sie.

Et voilà! So sei es denn.

»Die uniformierten Kollegen sollen hierbleiben, bis sie es gefunden haben«, sagte Billy zu Sosh. »Wir treiben einen Richter auf und holen uns einen Durchsuchungsbefehl für ihr Wohnhaus. Früher oder später werden wir dieses kleine schwarze Buch finden.«

8

Einer großartigen Razzia musste auch ein großartiger Abend folgen. Billy und Kate gingen ins Hole in the Wall, eine Bullenkneipe in der Nähe der Hochbahn-Station Rockwell. Zehn Jahre zuvor hatten zwei pensionierte Cops das Hole übernommen, es saniert und die frohe Botschaft verkündet, dass Cops hier vergünstigte Drinks bekamen – und schon brummte der Laden. Seit ein paar Jahren gab es hier eine Bühne samt Mikrofon in einer Ecke, und einmal die Woche konnte abends dort jeder auftreten. Diese Nummer wurde derart beliebt, dass bald eine Institution daraus wurde. Seitdem zog der Laden immer mehr Bullen und die entsprechenden Dienstmarken-Häschen in ihrem Gefolge an, zudem Leute, die eigens wegen der Auftritte kamen. Viele Besucher, auch Billy, waren davon überzeugt, dass dieser Laden es mit den Comedy-Clubs an der Wells Street hätte aufnehmen können.

Als Kate und Billy eintraten, wurde ihnen ein königlicher Empfang bereitet. In einem Gedränge, das einem Rugbyspiel alle Ehre gemacht hätte, wurden die beiden rasch voneinander getrennt. Die Leute packten Billy, schlugen ihm auf die Schulter, nahmen ihn in den Schwitzkasten, hoben ihn mit ungestümen Umarmungen hoch, zerzausten ihm das Haar, schoben ihm Gläser mit Bourbon oder Tequila vor die Nase – die er natürlich annahm, da er nicht unhöflich sein wollte. Bis er und Kate endlich einen Tisch gefunden hatten, war er halb betrunken, sein Haar war zerzaust wie das eines kleinen Jungen, und er befürchtete, sich den einen oder anderen Muskel gezerzt zu haben.

»Mir schwant, die haben alle von den Verhaftungen Wind bekommen«, sagte er zu Kate, die ähnlich derangiert aussah wie er.

Auf dem Stehtisch vor ihnen landeten zwei Gläser Ale, begleitet von der ernst gemeinten Anweisung, ihr Geld sei »heute Abend hier nicht erwünscht«. Billy erhob sein Glas und genehmigte sich einen großen, genussvollen Schluck. Ja, es war ein toller Abend. Die Journalisten fielen wie die Geier über die Sensation her. Der Erzbischof? Der Bürgermeister von Chicago? Das durfte sich niemand entgehen lassen. Jeder zweite Cop in dem Schuppen war gerade damit beschäftigt, sein Smartphone herumzureichen beziehungsweise Zeitungsartikel und Posts auf Facebook und Twitter zu lesen. Der Bürgermeister hatte sich weder gegenüber der Polizeigewerkschaft noch in Sachen Pensionen als Menschenfreund erwiesen, sodass hier keine Träne über seinen Fall vergossen wurde. Das mit dem Erzbischof stand auf einem anderen Blatt. Manche waren aufgebracht, insbesondere die gläubigen Katholiken in der Polizeitruppe, von denen es viele gab. Andere hingegen nutzten die Gelegenheit, um die Kirche mit beißendem Spott zu überschütten, wobei der eine oder andere die Grenzen der politischen Korrektheit überschritt. Einige Cops gaben zu bedenken, dieses Mal sei ein Priester wenigstens mit einer Frau und nicht mit einem Messdiener erwischt worden.

Kate amüsierte sich prächtig. Weit mehr noch als Billy war sie ein Action-Junkie. Hätte man ihr einen Schreibtischjob zugewiesen, hätte sie sich binnen einer Stunde die Pistole an die Schläfe gesetzt. Sie liebte kriminalistische Arbeit, aber was sie noch mehr liebte, waren die Razzien, die Konfrontationen, der Adrenalinkick. Sie war aus den richtigen Gründen Cop geworden, nämlich wegen des Kampfes der Guten gegen die Bösen. Aber für sie war es noch mehr. Für sie war es ein Kontaktsport.

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)